

Geschichtswissenschaft in Begutachtung : drei Repliken auf Monika Dommann und David Gugerli

Autor(en): **Dejung, Christof**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 3: **Rat holen, Rat geben = Consulter, guider et orienter**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-391017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichtswissenschaft in Begutachtung

Drei Repliken auf Monika Dommann und David Gugerli¹

Wohin geht der Weg?

Eine Aufforderung zu mehr Debattierfreude in der Geschichte

Christof Dejung

Es ist durchaus paradox. Warum verliert die Geschichtswissenschaft ausgerechnet in einem Moment an Boden im disziplinären Wettbewerb um Forschungsgelder, an dem sie eine theoretische Differenziertheit und thematische Vielfalt aufweist wie wohl noch nie in ihrer langen Geschichte? Warum scheint dies ausserhalb der Disziplin niemanden mehr so richtig zu elektrisieren? Warum wird den Historikerinnen und Historikern das Geld nicht nachgeworfen, sondern das Wasser abgegraben?

Monika Dommann und David Gugerli orten die Ursache für dieses Problem in ihrem hochaktuellen Einwurf in der Methodenfrage. Die qualitativ-historische Methode sei gegenüber den quantitativ arbeitenden Korrelationsspezialisten aus Psychologie, Soziologie, Ökonomie und Politologie in Rücklage geraten, weil es die Historiker verpasst hätten, «mit ihren Methoden professionell zu verfahren», sprich, sie als «Alleinstellungsmerkmale gegen Neueindringlinge zu verteidigen». Bei aller Sympathie dafür, dass die Gretchenfrage der Methodik ins Rampenlicht gerückt wird, beschleicht einen doch leise Skepsis, ob damit das Problem wirklich bei der Wurzel gepackt wurde. Oder anders gesagt: Könnte es nicht sein, dass die Schwierigkeit, den Forschungsräten und Gutachterinnen des Nationalfonds die Vorzüge historische Methodik zu vermitteln, bloss das Symptom für ein tiefer liegendes Problem ist?

Wenn man Methode «als Weg, als ein Unterwegssein» begreift, wie dies im Beitrag vorgeschlagen wird, dann stellt sich unweigerlich die Frage, wohin denn die Reise eigentlich gehen soll. Wäre es nicht möglich, dass die quantitativen Sozialwissenschaften nicht bloss einen besser ausgedehnten Weg, sondern vor allem auch ein viel klareres Ziel vor Augen haben, als die Geschichtswissenschaft, und so gegenüber geldgebenden Stellen und der breiteren Öffentlichkeit auch besser

legitimieren können, wofür sie ihre Forschungsmillionen benötigen? Denn hinter den scheinbar harten quantitativen Methoden steht nicht bloss die Faszination für Zahlenspiel und Langzeitreihen, sondern auch der unbescheidene Anspruch, durch statistisch abgesicherte Analysen Handlungsanweisungen für gesellschaftliche Entscheidungsprozesse geben zu können. Auch wenn die Forschungsergebnisse der betreffenden Disziplinen bisweilen als Banalitäten daherkommen oder beim nächsten Paradigmenwechsel als wissenschaftliche Artefakte entlarvt werden – der Faszination, dass hier scheinbar empirisch solide Antworten auf gesellschaftliche Probleme und grosse Menschheitsfragen gefunden werden, können sich gerade in Zeiten politischer und sozialer Verunsicherung weder Medien noch Politik oder Forschungsgremien entziehen.

Demgegenüber ist die Frage, wozu denn eigentlich die Geschichtswissenschaft von Nutzen ist, für Historikerinnen und Historiker heutzutage nicht ganz einfach zu beantworten. Natürlich kann jede und jeder Geschichtsschaffende mehr oder weniger plausibel erläutern, weshalb sein oder ihr Forschungsprojekt auch gesellschaftlich relevant ist. Doch für die Disziplin als Ganzes fällt die Antwort bereits etwas schwieriger aus – abgesehen von Gemeinplätzen wie dem, dass man Mythen hinterfragen wolle und die Kenntnis der Vergangenheit für das Verständnis der Gegenwart wichtig sei. Diese Behauptung wird jedoch gleich wieder durch den Vorbehalt relativiert, dass man als Historiker selbstverständlich keine Politikberatung mache und dass es aufgrund der Komplexität der sozialen Realität eher fraglich sei, ob man aus der Geschichte überhaupt etwas lernen könne. Diese vornehme Zurückhaltung hat gute Gründe. Nur zu oft hat die Instrumentalisierung der Vergangenheit für tagespolitische Ziele höchst problematische Folgen nach sich gezogen. Doch ob diese Scheu das richtige Rezept ist, um in einer Zeit überschuldeter staatlicher Haushalte dem Anspruch auf Forschungsgelder Nachdruck zu verleihen, scheint eher zweifelhaft.

Doch was ist zu tun? Was könnte die Geschichtswissenschaft den funkelnden Beweisketten der quantitativen Sozialwissenschaften entgegenhalten? Eine Rückkehr zur staatsbejahenden Indienstnahme von Geschichte wie zu Zeiten des Historismus ist wohl ebenso ausgeschlossen wie das Wiederauflebenlassen des gesellschaftspolitischen Engagements der Post-68er-Periode. Einer der Trümpfe der historischen Disziplin, wie sie sich heute präsentiert, ist ja gerade die Skepsis gegenüber einer politischen Instrumentalisierung von Geschichte und die Erkenntnis, dass heute scheinbar unumstössliche Gewissheiten bereits morgen als Ideologie enttarnt werden können. Dies stellt gerade in einer Zeit, in der die Zukunft zunehmend ungewisser wird, eine wertvolle intellektuelle Ressource für die gesellschaftspolitische Debatte dar. Die Historiker sind zwar nicht diejenigen, die der Gesellschaft die Richtung weisen können, die sie in Zukunft einschlagen wird, aber sie können zeigen, wie frühere Gesellschaften mit Orientierungskrisen

umgegangen sind und wie unser heutiges Problemverständnis nicht zuletzt durch die Wirkungskraft von historischen Versatzstücken geprägt wird, die sich bei näherem Hinsehen oft als *invented traditions* erweisen.

Wenn aber tatsächlich das Wissen um die Wandelbarkeit von sozialen Realitäten das eigentliche Kapital der Geschichtswissenschaft ist, dann wäre weniger der statistische Beweis, sondern vielmehr die Debatte das ihr gemässe Instrument. Doch gerade mit der Debattierfreudigkeit der Historikerinnen und Historiker ist es nicht zum Besten bestellt. Völlig zu Recht konstatieren David Gugerli und Monika Dommann, dass Historikerstreite selten sind und fachinterne Debatten häufig als im «Graubereich der Nestbeschmutzung» liegend angesehen werden. Vielleicht liegt dies auch daran, dass die historischen Seminare heutzutage eine bemerkenswerte ideelle Homogenität aufweisen. Aufgrund des Siegeszuges von Sozial-, Kultur- oder Geschlechtergeschichte sind Vertreter und Vertreterinnen dieser ehemals eher marginalisierten Strömungen heute zu den tonangebenden Vertretern der Disziplin geworden. So erfreulich dies ist, hat es auch zur Folge, dass innerhalb der Zunft kaum mehr politische Reibungsflächen bestehen. Nationalkonservative oder neoliberale Historiker gibt es heute an Schweizer Universitäten, soweit ich dies überblicke, eigentlich keine. Auch wenn man dies aus persönlichen und weltanschaulichen Gründen begrüssen mag, für die Diskussion um den Sinn und Zweck des Faches ist es kein Vorteil, da die sporadischen Versuche, so etwas wie eine geschichtswissenschaftliche Debatte zu lancieren, mangels konträrer Positionen im Nichts verpuffen.

Für eine Geschichtswissenschaft, die sich als Orientierungswissenschaft versteht, wären jedoch solche fachinternen Debatten, die auch in die Öffentlichkeit ausstrahlen könnten, unerlässlich. Sie stellen geradezu den intellektuellen Sauerstoff dar, den das Fach benötigt, um darzulegen, dass das Bild, welches wir uns von der Vergangenheit machen, insofern von höchster politischer Aktualität ist, als es auch unser Selbstverständnis in der Gegenwart prägt. Man kann nun Meinungsvielfalt und Debattierfreudigkeit innerhalb der Geschichtswissenschaft nicht einfach herbeizaubern. Aber man könnte zumindest über die Notwendigkeit einer solchen Entwicklung – debattieren. Ob dies am Ende durch die Zuteilung von zusätzlichen Forschungsgeldern belohnt wird, ist höchst ungewiss. Doch es würde auf jeden Fall das historische Arbeiten spannender machen und die Relevanz des Faches nachhaltig unterstreichen. Denn eine Disziplin, die sich darauf beschränkt, sich des «biedermeierlichen Wohlbehagens in der eigenen Studierstube» zu erfreuen, wie dies Monika Dommann und David Gugerli anschaulich beschreiben, darf sich nicht darüber beklagen, wenn sie sich damit über kurz oder lang zur Bedeutungslosigkeit verurteilt.

Besserer Marktzugang durch geschärftes Methodenbewusstsein?

Lutz Wingert

Monika Dommann und David Gugerli haben ein eindrückliches, prägnantes Stück geschrieben. Es zeigt anschaulich und schwungvoll, wie verschiedene Akquisiteure von Forschungsmitteln auf der Bühne des Nationalfonds und anderer Drittmittelkommissionen agieren. Auch hört man einige aufschlussreiche Kommentare der Beteiligten abseits des Geschehens. Bisweilen glaubt man, die besorgte Stimme der Souffleure zu vernehmen. Zumindest einige Akte dieses Stücks sind in der Sprache der Betriebswirte geschrieben. Es ist da von «Wettbewerb» und «Wachstumsgewinnern» die Rede, von «Markenpflege» und «Alleinstellungsmerkmalen», von «Logistik» und «Geschäftspraktiken». Ist das nur die Sprache der *dramatis personae* oder doch auch die Sprache, in der die Moral von der Geschichte erzählt wird?

Es durchzieht das Skript von Dommann/Gugerli eine gewisse Ambivalenz. Was ist nüchterne Feststellung, was Klage? Wird beklagt, dass die Geschichtswissenschaften zu den wettbewerbsschwachen Disziplinen gehören? (154) Wird kritisiert, dass «Historiker es verpasst haben, mit ihren Methoden professionell zu verfahren, sprich alte Methoden als Ausschlussmechanismen und Alleinstellungsmerkmale gegen Neueindringlinge zu verteidigen»? (155) Ist es schlecht, dass zur «quantité négligeable» wird, «wer nicht am Wachstum partizipiert» (156)?

Wen wollen Dommann/Gugerli *wovon* überzeugen? – Die Fachkollegen und -kolleginnen von der Notwendigkeit einer Methodendebatte? Oder die Forschungsräte und Gutachter davon, dass das, was die Historiker tun, Methode hat? Ich glaube, beides ist ihr Ziel. Denn sie schreiben: «Gefragt ist [...] eine Abkehr von der gegenwärtigen Praxis der kostenintensiven Wahrung von Geschäftsgeheimnissen, weil wir inzwischen gelernt haben sollten, dass nach den neuen Regeln des Forschungsförderungsmarktes die alten Geschäftspraktiken umgehend bestraft werden». (163)

Mit den «Geschäftsgeheimnissen» sind die nicht artikulierten Methoden gemeint. Diese Methoden haben den Status eines implizit bleibenden Wissens. Das Wissen steckt in der Praxis, wie man historische Quellen ausfindig macht; wie man Daten in einen interpretatorisch geschaffenen Sinnzusammenhang stellt; wie man Quellen auswertet, gewichtet und kritisiert. Dommann/Gugerli wollen die Fachkollegenschaft davon überzeugen, das «Prinzip der Ausdrückbarkeit» (John Searle) zu akzeptieren: Was man weiss, kann man auch sagen; zumindest, was man als Historikerin in Sachen disziplinierter Vorgehensweise weiss, lässt sich auch anderen gegenüber darstellen. (160) Und sie wollen die Drittmittelgeber davon überzeugen, dass die Historiker ebenso methodisch vorgehen wie die erfolgrei-

cheren Wirtschaftswissenschaftlerinnen, Soziologen und Politologen; *ebenso* methodisch, wenngleich nicht immer mit den *gleichen* Methoden. (160)

Aber besteht mit Blick auf die Drittmittelkommissionen Aussicht auf Erfolg? Ich bezweifle das aus einem Grund, den Dommann und Gugerli hell-sichtig selbst angeben: «Irgendwann werden sich auch die Historikerinnen dem Diktat der knappen Aussagen und des zahlenbasierten Urteils unterworfen haben. Die Geschichte, die nie eine galileische Wissenschaft [...] geworden ist, die immer bedingungslos an das Konkrete gebunden war, wird dann zumindest in der Gutachtertätigkeit kapituliert haben». (161)

Dieses «Diktat» ergibt sich auch aus dem Gutachtergeschäft. Die Beurteiler lesen ja nicht qua Forschende, sondern qua Begutachtende. Sie lesen den Antrag nicht so, wie sie ein Buch lesen, das sie sich nach einer stillen kursorischen Lektüre in der Buchhandlung oder nach einer guten Rezension gekauft haben. Sie sind oft nicht an der Sache interessiert, wenn «die Sache» etwas Anderes meint als das Feld, wie es von der Konkurrenz beackert wird. Oder zumindest: Sie kommen nicht zur Sache, sondern die Sache kommt zu ihnen.

Die Konzentration auf das Wie statt auf das konkrete Was erleichtert es, Mängel in der Urteilskraft zu kompensieren. Eine krasse Form der Kompensation ist das *content management*. Gutachter und vor allem die Entscheider sind oft *content manager*. Der Bedarf einer solchen Kompensation ist auch eine Folge des Marktprinzips in den Wissenschaften, also des Prinzips, Zugänge zu einem Gut über den preisbildenden Wettbewerb um Tauschgelegenheiten zu regeln. Diesem simulierten Markt aber fehlt die Währung. Eine Währung würde die vielfältigen und gegenseitig oft unverständlichen Gebrauchswerte von Wissen für verschiedene Wissenschaftler und Wissenschaftsmanager konvertierbar machen.

Die Evaluation mit ihren Kriterien ist der funktionale Ersatz für eine solche Währung. Damit sie leistet, was sie leisten soll, muss sie kriterial aber ziemlich uniform sein. Sie muss in *sachlicher* Hinsicht uniform sein, weil die vielen Anträge die Fachkompetenz der Gutachter schnell überfordern. Die Evaluation muss in *zeitlicher* Hinsicht uniform sein, weil das zeitraubende Einarbeiten der Gutachter in die Antragsmaterie oft zu lange dauert für die Entscheider. Schliesslich muss sie in *sozialer* Hinsicht sehr uniform sein, weil die Antragsteller aus verschiedenen Fachkulturen Gleichbehandlung wünschen und das verstärkt in dem Masse, in dem der Kuchen kleiner wird.

Auch deshalb ist, wie Dommann/Gugerli klar herausarbeiten, die «Methode das wichtigste Verständigungskonzept von Projekten zwischen den Disziplinen [...]» (157). Die Formulare der Evaluation sind nur die sichtbare Gestalt, in der sich die Währungsfunktion der Evaluationskriterien zeigt. Diese Währung ersetzt oft die Urteilskraft in der Sache. Das standardisierte Evaluationswesen dokumen-

tiert die Krise der wissenschaftlichen Urteilskraft, die auf das Konkrete, auf den konkreten Antrag zielt.

Was kann man machen? – Ich weiss es nicht, auch weil ich kein Historiker bin. Man könnte aber zum Beispiel einen älteren Vorschlag aus der Debatte um die Ratingagenturen auf dem Finanzmarkt aufgreifen. Man könnte festlegen, dass Gutachter und Entscheider ohne Unterbruch nur einen bestimmten Zeitraum lang amten dürfen; vielleicht drei Jahre. Dann geht es zur Regeneration wieder für fünf Jahre ohne ein Drittmittelamt in die Forschung und Lehre zurück. Ausserdem könnte man festlegen, dass eine Gutachterin nur eine bestimmte Zahl von Gutachten im vorgegebenen Zeitraum schreiben darf. Das würde eine sachlich intensivere Interaktion zwischen Gutachtern, Entscheidungsinstanzen und Antragsstellern erlauben.

Die beiden Autoren sind pessimistisch, ob die Kapitulation der Geschichtswissenschaft im Gutachterwesen abgewendet werden kann. Für ihren Pessimismus sprechen die jüngsten Vergaberichtlinien des *European Research Council* (ERC). Die allgemeine Wirtschaftsgeschichte und die ökonomische Ideengeschichte tauchen in den Förderlisten des milliardenschweren ERC nicht mehr eigens auf.² In Brüssel ist die Geschichte für die Wirtschaftswissenschaften noch mehr Nebensache geworden, als sie es schon früher war.

Was lässt Dommann/Gugerli aber hoffen, dass die von ihnen angeregte Methodendebatte den Historikern bessere Zugangschancen für den Markt eröffnet, auf dem die Drittmittelinstanzen mit Reputationstiteln handeln? Dies bleibt eine offene Frage. Zwar ist nicht ausgeschlossen, dass eine Methodendebatte mit Blick auf die Fachkollegenschaft sinnvoll ist. Aber kann diese Debatte lebendig werden und bleiben, wenn sie von dem Ziel motiviert ist, unter den «gegenwärtigen Wettbewerbsbedingungen» (163) Boden gegenüber den anderen Sozialwissenschaften bei der Drittmittelinwerbung gut zu machen?

Die Methodendebatte sollte sich an sachlichen Problemen entzünden, sonst gerät sie rasch zum Trockenkurs.³ In der lebhaften Diskussion zwischen Neurobiologen und Philosophen wird ein solcher Problembezug oft deutlich. Es geht dabei durchaus auch um die methodologische Frage, was gute Erklärungen menschlichen Handelns leisten sollen: Sollen sie Prognosen liefern? Sollen sie *explanans* und *explanandum* in einem kohärenten Vokabular beschreiben? Sollen sich die Menschen in ihren neurobiologisch erklärten Handlungen noch erkennen können? Diese methodologischen Probleme waren und sind aber zurückgebunden an dem handfesten Streit, ob lebensweltliche oder naturwissenschaftliche Wissensansprüche gleichberechtigt sind.

Eine ähnliche Rückbindung sollte auch für die Methodendebatte unter Historikerinnen gelten. Kann es – um ein Beispiel zu nennen – einen Kapitalismus in allen Ländern geben, wenn man die Zukunft eines kapitalistischen Umgangs

mit Knappheiten unter ökologischen Aspekten betrachtet? Das wirft die Frage nach der Methode des historischen Vergleichs auf, wie die jüngste Debatte um Jared Diamonds Buch *Kollaps*⁴ anzeigt. Oder: Wie stark sollen historische Erklärungen mit einem Vokabular arbeiten, das Interaktionsschemata und Aggregateffekte von solchen Schemata («Nebenfolgen») beschreibt; und wie stark mit einem Vokabular, das Absichten, Interessen und normative Orientierungen darstellt? Das war einer der Streitpunkte zwischen «Strukturalisten» und «Intentionalisten» in der sogenannten Goldhagen-Debatte um *Hitlers willige Vollstrecker* im Jahr 1996.

Methodendebatten sollten von Problemen befeuert werden. Das zwingt die Historiker keineswegs dazu, nur das zu diskutieren, was eine Laienöffentlichkeit als offene Frage interessiert. Allerdings sollten sich die Historiker auch nicht ihre Vorgehensweise, ihre Themen und ihre Darstellung von den erfolgreicherer Drittmittelinwerbern – allen voran von den Wirtschaftswissenschaften vorgeben lassen.

Denn spätestens mit dem 15. September 2008 ist deutlich geworden, dass in der Kategorie *Fiction* oft in einem Jahr zwei Nobelpreise vergeben werden: ein Nobelpreis in Oslo an einen Schriftsteller, ein zweiter in Stockholm an einen Ökonomen. Mittlerweile lässt sich aber sogar in den Wirtschaftswissenschaften eine zarte Gegentendenz ausmachen, das Wissen von Historikern gegen schlechte Idealisierungen im Rahmen der Modellbildung zu nutzen. Man denke an die Arbeiten von, Douglas North, Ben Bernanke, Elinor Ostrom, Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff und natürlich Albert O. Hirschman; oder an die wirtschaftssoziologischen Arbeiten von Jens Beckert und Richard Swedberg, die an Max Weber und Karl Polanyi anschliessen. Vielleicht fördert diese Gegentendenz auch die Bereitschaft bei Ökonomen, wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten wie die von Werner Abelshauser, Charles Tilly oder Jakob Tanner als Beiträge zu ihren Fragen zu behandeln. Ebenso scheint auf der institutionellen Ebene einer *Royal Economic Society* (RES) und der *American Economic Association* (AEA) die Palette zugelassener Perspektiven ein wenig verbreitert zu werden, wie grosse Fachkongresse der letzten Zeit und vielleicht auch die Debatte im Jahr 2010 unter deutschsprachigen Volkswirtschaftlern über Ordnungsökonomie und mathematisierte Ökonomie anzeigen.⁵

Zur Geistesgegenwart der Historiker sollte es gehören, andere Bühnen zu betreten als die, auf welcher der Tod des handlungsreisenden Wissenschaftlers aufgeführt wird.

Was ist Qualität in der historischen Forschung? Anregungen zu einer fälligen Debatte

Heinrich Hartmann, Martin Lengwiler

Der Beitrag von Monika Dommann und David Gugerli zur «Geschichtswissenschaft in Begutachtung» diagnostiziert ein gravierendes Malaise. Weil die Forschungsförderung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) im Bereich der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren stagnierte, bei den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt dagegen deutlich expandierte, halten Autorin und Autor die Geschichte für eine «wettbewerbsschwache Disziplin» und eine «Verliererin» auf dem Forschungsförderungsmarkt. (154 f.) Sie verorten die Gründe vor allem im verschwommenen methodologischen Profil, dem intrinsischen Theorieskeptizismus und der geringen Professionalisierung der Geschichte – immer im Vergleich mit den Sozialwissenschaften.

Die beiden Autoren sprechen ein wichtiges, oft übersehenes Thema an. Die starke Ausweitung der Forschungsförderung hat in den letzten Jahren dazu geführt, dass sich formalisierte Evaluationsverfahren in den Geistes- und Sozialwissenschaften stark ausgebreitet haben. Fachbereiche mit einem klaren methodisch-theoretischen Profil kommen mit diesen neuen Selektionspraktiken meist besser zurecht als Disziplinen wie die Geschichtswissenschaften, die in und von einem wenig koordinierten Methoden- und Theorienpluralismus leben. Wie viele andere geisteswissenschaftliche Disziplinen tut sich die Geschichte schwer mit bibliometrischen oder indikatorenbasierten Gradmessern wissenschaftlicher Qualität wie *journal ranking*, *journal impact factors* oder Zitationsindizes. Einen überzeugenden alternativen Qualitätsstandard haben die Geschichtswissenschaften allerdings noch nicht entwickelt.

Die Frage nach den Qualitätskriterien geschichtswissenschaftlicher Forschung ist deshalb höchst aktuell – es ist das Verdienst des Beitrags von Dommann und Gugerli, aus schweizerischer Perspektive darauf aufmerksam gemacht zu haben.⁶ Grundsätzlich kann man ihrem Anliegen nur zustimmen. Wir möchten in den folgenden drei Abschnitten auf ihre Thesen kritisch eingehen; nicht weil wir die Argumente von Dommann und Gugerli für verkehrt halten, sondern weil das Thema eine substanzielle Debatte verdient und wir die aufgestellten Überlegungen einen Schritt weiterzuführen hoffen.⁷ Unsere Replik läuft darauf hinaus, dass wir den empirischen Befund der Wettbewerbsschwäche fragwürdig finden, die dafür angegebenen methodologischen und theoretischen Gründe für verkürzt halten, die Anregung zu einer Debatte über die Qualitätskriterien historischer Forschung jedoch nachhaltig unterstützen und dazu abschliessend einige konkrete Vorschläge formulieren.

Wettbewerbsschwach – oder nur antragsmüde und überkritisch?

Dommann und Gugerli begründen ihre These damit, dass die SNF-Fördermittel für die historische Forschung in den letzten Jahren stagnierten, der gesamte Drittmittelmarkt dagegen expandierte. Die präsentierten Daten scheinen uns allerdings zu wenig tragfähig für eine solch gewichtige These. Zumindest müssten auch die Statistiken der eingereichten Anträge sowie die fachspezifischen *peer review*-Praktiken berücksichtigt werden, um die Entwicklung der Fördermittel richtig zu deuten. Wenn die Geschichtswissenschaften beispielsweise nicht nur eine stagnierende Förder-, sondern auch eine rückläufige Antragsquote aufwiesen, wäre die Erfolgsquote gleich oder sogar besser als bei anderen Disziplinen – zumindest könnte man die Geschichte nicht pauschal als ökonomische Verliererin bezeichnen.

Dies ist keine blosser Spekulation. Auf der Ebene der besser untersuchten europäischen Forschungsförderung sind genau solche Prozesse beobachtet worden. Die Geisteswissenschaften schneiden beispielsweise in der heutigen Forschungsförderung des *European Research Council* (ERC) und der *European Science Foundation* (ESF) vergleichsweise schlecht ab. Dies hat aber einerseits damit zu tun, dass auch das Volumen geisteswissenschaftlicher Anträge vergleichsweise gering ist. Andererseits scheint in den geisteswissenschaftlichen *peer review*-Verfahren eine härtere Gangart vorzuherrschen. Zumindest werden die Forschungsanträge durchschnittlich kritischer beurteilt als in den Sozial- oder den Naturwissenschaften. Die schlechte Erfolgsquote der Geisteswissenschaften hängt also nicht zwingend mit der Qualität ihrer Anträge zusammen. Schon Zuckerman und Merton haben diesen Bias in ihrem klassischen Beitrag mit den mangelnden methodisch-theoretischen Standards und der überkritischen Gutachterkultur der Geisteswissenschaften begründet.⁸ Europäische Fördereinrichtungen deuten das Phänomen genau gleich und haben ihr Entscheidungsverfahren entsprechend modifiziert – ein einzelnes Negativgutachten muss nicht zwingend zur Ablehnung des Gesuchs führen.⁹

Der Fall der europäischen Forschungsförderung zeigt eines sehr deutlich: Die Resultate von Begutachtungsverfahren spiegeln nicht einfach die Qualität der Forschungsanträge oder den methodisch-theoretischen Entwicklungsstand einer Disziplin. Förderentscheide werden vielmehr in einer komplexen Akteurskonstellation getroffen und hängen von den Regelsetzungen und gegenseitigen Erwartungshaltungen aller Teilnehmer ab. Ob die Geschichte wirklich eine Verliererin des Drittmittelwettbewerbs ist und ob dies mit den hermeneutisch-einzelkämpferischen Eigenheiten der Gesuche zusammenhängt, müsste empirisch genauer untersucht werden. Vielleicht ist unsere Zunft auch einfach eine antragsmüde Disziplin mit einer besserwisserischen Gutachterkultur.

150 Zum Befund von Dommann und Gugerli gehört auch eine professionspolitische

These. Die beiden Autor/innen verweisen auf den Niedergang von Gutachter- und Zitationskartellen historiografischer Narrationsspezialisten. Während andere Disziplinen zunehmend in der Lage seien, durch institutionelle Vernetzungen Deutungshoheit über gesellschaftliche Prozesse zu erlangen, könnten die Historiker in diesem Spiel nicht mehr mitziehen. (155 f.) Das Motiv der erodierenden Kartelle zieht sich durch den ganzen Text hindurch; trotzdem bleibt letztlich offen, welche Kartelle eigentlich konkret gemeint sind.

Bildeten also die Geschichtswissenschaften früher ein funktionierendes Kartell? Angesichts der verschiedenen Lager und Schulen fühlt man sich mit einem solchen Bild nicht wohl. Selbst für die am nachhaltigsten wirkmächtige Schule der «Historischen Sozialwissenschaften» scheint das Bild nicht recht zu passen. Als sich die Sozialgeschichte in den frühen 1980er-Jahren nach langen Auseinandersetzungen institutionell etabliert hatte, setzte mit der Alltagsgeschichte bereits die kulturalistische Wende ein. Die hegemoniale Phase institutioneller Machtentfaltung war in diesem Fall recht kurz. Seilschaften mag es gegeben haben, vielleicht auch Teildisziplinen mit «sektoriellen Kartellen». Aber für ein wirksames disziplinäres Kartell dürften die theoretischen Gräben zwischen Politik-, Sozial-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte doch zu tief gewesen sein. Die Vorstellung ist wohl eher ein Spiegel der mythisch überhöhten Genealogien innerhalb der mehrhundertjährigen Geschichte unserer Disziplin. Sicherlich gab es Zeiten, in denen Historikerinnen und Historiker einen einfacheren Zugang zu den Fleischtopfen der Forschungsförderung hatten. Allerdings war damals die Drittmittelabhängigkeit der historischen Forschung auch wesentlich geringer. Im Vergleich mit den Sozialwissenschaften haben die Geschichtswissenschaften den Übergang in eine primär drittmittelorientierte Forschung oder gar in die Organisationsform der Grossforschung bis heute nicht geschafft – und ob sie das in absehbarer Zeit tun werden, ist höchst fraglich.

Auch ist die von Dommann und Gugerli postulierte einzelkämpferische Forschungstradition der Geschichtswissenschaften kritisch zu hinterfragen. Es sollte nicht vergessen werden, dass sich kollaborative Formen historischer Forschung schon seit dem 19. Jahrhundert breit etabliert haben. Denken wir beispielsweise an die auf Jahrzehnte angelegten grossen Editionsprojekte wie die *Monumenta Germaniae Historica*, an die enzyklopädischen oder biografischen Nachschlagewerke, an die historischen Lexika oder an Projekte wie die *Geschichtlichen Grundbegriffe* und das Bielefelder Forschungsprogramm zur Geschichte des Bürgertums im 19. Jahrhundert aus den 1980er-Jahren. All diese Vorhaben verdeutlichen, wie wichtig kollektive Forschungszusammenhänge für die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaften waren. Richtig ist allerdings, dass die historische Forschung nicht nach dem Modell der naturwissenschaftlichen Grosslabore betrieben wird. Sie kennt keine *co-authored papers* mit 10,

20 oder mehr Autorinnen und Autoren. Egal zu welchem Ergebnis der Dialog über Methoden führt – man sollte sich vor Augen halten, dass ein wesentlicher Anteil der Monografien, immerhin die Kernprodukte historischer Forschung, jenseits von kollektiven Projektzusammenhängen formuliert werden.

Viele dieser Einzel- und Kollektivforschungen verstehen sich als Grundlagenforschung. Auch die forschungspolitischen Trends in Richtung anwendungsorientierter oder interdisziplinärer Forschung werden daran in absehbarer Zeit wenig ändern. Das kann durchaus bedeuten, dass das Wachstum an Forschungsgeldern und -projekten in den Geschichtswissenschaften überschaubar bleibt. Dass dies zu institutionellen Marginalisierungen führen könnte, ist eine reale Gefahr. Dagegen gibt es wohl nur einen wirksamen Schutz: Die Geschichtswissenschaften müssen sich aktiver darum kümmern, dass die Öffentlichkeit der historischen Forschung die notwendige Wertschätzung zukommen lässt.

Besser als ihr Ruf: Zum methodischen, theoretischen und professionspolitischen Profil der Geschichte

Dommann und Gugerli sehen in der diffusen und angestaubten, hermeneutisch grundierten Methodenlehre einen gravierenden Nachteil im Drittmittelwettbewerb (163). Dieser Befund trifft zweifellos zu, auch wenn das methodologische Malaise angesichts der doch vielfältigen methodischen Innovationen der letzten Jahrzehnte – von der *oral* über die *visual* bis zur *digital history* – vielleicht etwas zu düster dargestellt ist. Jedenfalls fehlt es den Geschichtswissenschaften an einem integrativen Verständnis ihres Methodenpluralismus, das sich vom verbreiteten methodologischen Konservatismus oder von einem zentripetalen methodologischen *anything goes* abheben würde. Nach wie vor arbeiten viele Historikerinnen und Historiker nach der Regel, dass methodologische Reflexionen nicht viel bringen, weil die Wahrheit im Archiv ohnehin einer anderen Logik folgt. Die zeitliche Distanz zwischen Forschenden und ihren Quellen sowie die meist lückenhafte Überlieferungsbildung zwingen Historikerinnen und Historiker häufig dazu, ihr Methodeninstrumentarium ständig zu überdenken und der Quellenlage anzupassen. Sie arbeiten stets mit einem fragmentarischen Wissen. Jegliche Versuche, homogene Quellenserien zu konstruieren oder statistisch zweifelsfreie Aussagen zu treffen, sind gleichsam epistemologisch zum Scheitern verurteilt – ganz abgesehen von hermeneutisch-konstruktivistischen Fundamentalvorbehalten. Die Geschichtswissenschaften verfügen deshalb über einen unaufgeregten Umgang mit methodologischen Fragen.

Es ist nicht möglich über Methoden zu reden, ohne die Frage nach passenden und weniger passenden Ansätzen oder besser: nach der Qualität der Umsetzung zu stellen. Es ist also durchaus berechtigt, einzufordern, wieder mehr über unsere Methoden und das Verschwinden des «einst so verlässlichen Metho-

denhaushaltes» nachzudenken. In einer wissenschaftspolitischen Landschaft, in der Forschung zunehmend über globale Förderprogramme wie die deutschen Exzellenzcluster oder die schweizerischen Nationalen Forschungsschwerpunkte finanziert und regulierend an hochschulpolitische Rahmenvorgaben geknüpft wird, sind solche Debatten zweifellos höchst relevant – auch ausserhalb der Selbstfindungsprobleme eines überalterten *academic tribe*. Wer nicht benennen kann, was er macht, wird wohl irgendwann Gefahr laufen, dass andere es definieren. Oder noch schlimmer: dass andere es gar nicht mehr für nötig befinden, sich mit solchen Fächern auseinanderzusetzen.

Wie steht es nun um den Methodenwettbewerb? Zunächst kann man konstatieren, dass die Geschichte durchaus über ein klar definiertes methodisches Instrumentarium verfügt. Nicht nur die «methodenstarken» Fachgebiete wie die Alte Geschichte und die Geschichte des Mittelalters verfügen über ein ausdifferenziertes Arsenal methodischer Hilfsmittel, auch wenn sie dieses weitgehend in eigenständige Historische Hilfswissenschaften ausgelagert haben. Dasselbe gilt etwa auch für die Zeitgeschichte und die ihr eigentümliche *oral history*. Welche andere Disziplin hat in derart umfassender Weise methodische Überlegungen zur Analyse narrativer Strukturen in mündlichen Zeugnissen entwickelt?¹⁰ Man könnte die Liste fortführen und auf aktuelle Debatten um die Diskursanalyse oder auf die Wiederkehr von Periodisierungsfragen im Zeitalter der Globalgeschichte verweisen.¹¹ Dass wir uns der methodischen Vielfalt unserer Disziplin zu wenig bewusst sind, rührt vielleicht daher, dass historische Methoden konjunkturellen Zyklen unterliegen. Zeitweise stehen sie im Scheinwerferlicht des methodologischen Diskurses, um danach wieder unter den Selbstverständlichkeiten des historischen Werkzeugkastens zu verschwinden.

Auch sollten sich Historikerinnen und Historiker fragen, ob die historische Methodenlehre wirklich in der angestammten deduktiv-formalisierenden Weise formuliert werden soll – gleichsam nach dem Modell des Kochrezeptes. Als gewinnbringende Alternative wäre auch ein induktiv entwickeltes, praxeologisch begründetes Verständnis des historischen Arbeitens vorstellbar, aus dem sich Regeln oder zumindest einige *best practices* ableiten liessen. Denn wie bereits erwähnt können deduktive Methoden vor dem Hintergrund einer fragmentarischen Quellenüberlieferung ja nur scheitern. Die geschichtswissenschaftliche *black box* liegt nicht in der Frage, was im Archiv nach dem Lehrbuch geschehen sollte, sondern darin, was tatsächlich geschieht. Historische Erkenntnisse werden nicht nach Rezept, sondern situativ in der Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial generiert – etwa, wenn Doktoranden und Habilitandinnen vollkommen unbekannte Pappschachteln öffnen und mit Fotoapparat oder Bleistift und Papier bewaffnet sich daran machen, aus teils zerfallendem, teils zerfallenem Papier ihre historische Wahrheit zu konstruieren. Wie im Laboratorium entsteht auch historische Wahrheit

nur in der Interaktion von Forschenden, Institutionen und der Materialität von Quellen. Ein solches praxeologisches Verständnis der historischen Methodenlehre wirft eine Reihe neuer Fragen auf: Wie verändern neue technische Hilfsmittel die *epistémé* der Quellenarbeit? Wie viele Quellenbelege sind notwendig, um eine wissenschaftliche Aussage zu treffen? Welche historischen Fallbeispiele gelten unausgesprochen als repräsentativ, welche nicht?

Diese praktische Dimension historischer Forschung blieb bislang als *tacit knowledge* verborgen und ist in wissenschaftshistorischer oder -soziologischer Perspektive kaum aufgearbeitet. Obwohl gerade die Wissenschaftsgeschichte in den letzten Jahren stark von konstruktivistischen und praxeologischen Ansätzen beeinflusst wurde, sparte sie doch das eigene Fach aus ihren Forschungen weitgehend aus.¹² Es ist deshalb an der Zeit, die Frage nach der Methode aus der Praxisperspektive neu zu entdecken, statt sich einfach auf die Quellenkritik als Konsensmethode zurückzuziehen. Vielleicht könnte man auf diesem Weg neue Kriterien wissenschaftlichen Arbeitens, ein gemeinsames Methodenverständnis oder gar übergreifend geltende methodische Standards – wenn dies überhaupt ein Bedürfnis sein sollte – entwickeln.

Eine weitere Anmerkung betrifft die von Dommann und Gugerli konstatierte Neigung der Geschichtswissenschaften, theoretischen Innovationen skeptisch zu begegnen. (161 f.) Thomas Welskopp hat in einem erkenntnistheoretischen Handbuchartikel vehement davor gewarnt, den historischen Theoriebegriff von der Methode abzulösen, weil in einer empirischen Wissenschaft der *Weg* zur Erkenntnis eng mit ihrer *Interpretation* verwoben sei.¹³ Man kann auch sagen, beide Dimensionen – die methodische und die theoretische – gehören zu den Stärken unseres Faches. Es wirkt daher überraschend, wenn der Autor und die Autorin konstatieren, das Gutachtenwesen sei heute «eher auf den Forschungsgegenstand denn auf den Theoriebezug ausgerichtet» und die Geschichtswissenschaft «konservativer, vorsichtiger und skeptischer» als andere Disziplinen gegenüber theoretischen Innovationen. Schliesslich spielen theoretische Überlegungen meist eine zentrale Rolle für die Konstruktion historischer Fragestellungen und die Deutung der beobachteten Empirie. Die geschichtswissenschaftliche Forschung reflektiert überdies oft sozialwissenschaftliche Theorieangebote und eröffnet damit einen innovativen Dialog zwischen den beteiligten Disziplinen. Dies gilt übrigens in Zeiten radikalkonstruktivistischer Wissenschaftstheorie nicht nur für die sozialwissenschaftlichen Partnerdisziplinen, sondern auch für die vermeintlich harten naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer. Natürlich sind viele Forschungsprojekte weit davon entfernt, einen solchen Anspruch auf inter- oder transdisziplinäre Verzahnung effektiv einzulösen. Umso notwendiger ist es, dass sich die Geschichte auch weiterhin substanziell mit theoretischen Fragestellungen auseinandersetzt.

Wenn nun in der Forschungsförderung die Bedeutung theoretischer Fragen für die historische Forschung nicht adäquat berücksichtigt wird, bedeutet das wohl oder übel, dass sich Historikerinnen und Historiker um ein wesentliches Moment ihrer eigenen wissenschaftlichen Kompetenz bringen. Dass die theoretische Dimension in den Gutachten selten verhandelt wird, liegt kaum am mangelnden Interesse für theoretische Fragen, sondern eher an den formalen Vorgaben des SNF. Das Beurteilungsformular, das der SNF allen Gutachterinnen und Gutachtern unterbreitet, kennt zwar eine Rubrik zum «methodischen Vorgehen», aber keine zur theoretischen Bedeutung eines Projekts. Würde der SNF das Formular mit der Kategorie «Theoretische Originalität und Bedeutung» ergänzen und damit Methoden und Theorien dasselbe Gewicht zubilligen, wäre das Manko bereits behoben.

Qualitätskriterien historischer Forschung –

Anregungen zu einem geschichtswissenschaftlichen «cloud learning»

Schwieriger ist die Frage, ob und auf welche Weise die Geschichtswissenschaften sich auf gemeinsame Qualitätskriterien historischer Forschung verständigen sollten. Dommann und Gugerli machen dazu einen kreativen Vorschlag und regen eine Art geschichtswissenschaftliches *cloud learning* an: ein «experimentierfreudiges, kreatives Verhalten unter Offenlegung der stillen Reserven». (163) In einem vorgängigen Schritt müssten sich Historikerinnen und Historiker allerdings einigen, ob gemeinsame Beurteilungskriterien überhaupt gewünscht sind. Dies ist alles andere als selbstverständlich. So lehnte der *Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands* (VHD) vor zwei Jahren die Einladung des deutschen *Wissenschaftsrats* ab, sich als erstes geisteswissenschaftliches Fach am Pilotprojekt «Forschungsrating in den Geisteswissenschaften» zu beteiligen. Das Pilotprojekt hätte den VHD verpflichtet, zusammen mit dem Wissenschaftsrat verbindliche Beurteilungskriterien festzulegen, die wichtigsten Forschungseinrichtungen einer Evaluation zu unterziehen und deren Ergebnisse zu publizieren. Über eine dauerhafte Einrichtung solcher Evaluationsverfahren wäre erst nach Abschluss der Pilotphase entschieden worden. Die Bedenken des VHD waren grundsätzlicher Natur. Kritisiert wurden die unklaren Kriterien und die nicht absehbaren Konsequenzen eines Ratings. Der Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe, Vorsitzender des VHD und entschiedener Gegner des Forschungsratings, hielt es für eine Illusion zu glauben, Wissenschaft liesse sich durch die Anreizstrukturen parametrischer Ratingergebnisse steuern; dies fördere nur die «Herausbildung und Verfestigung strategischer Verhaltensweisen, die zumindest in den Geisteswissenschaften die akademische Kultur zerstören».¹⁴

Das Fallbeispiel des Forschungsratings wirft allerdings die Frage auf, welchen Nutzen es hat, wenn man sich den Debatten um Qualitätssicherung und For-

schungsevaluation derart radikal verweigert. Der entsprechende Pilotversuch kam mit einer andern Disziplin, der Anglistik, trotzdem zustande, nur war der Geschichte nun jede Möglichkeit verschlossen, aktiv an der Definition der Evaluationskriterien mitzuwirken. Es fragt sich, ob eine grosse Disziplin wie die Geschichtswissenschaft überhaupt riskieren kann, sich den Qualitätssicherungsdebatten ganz zu verschliessen und diese der Definitionsmacht von Fördereinrichtungen, Ratingagenturen oder Studierendeninitiativen¹⁵ zu überlassen.

Wir glauben, es gibt durchaus gute Gründe, dass die Geschichtswissenschaften Evaluations- und Qualitätssicherungsfragen eingehender diskutieren sollten und dabei ihre spezifischen Methoden reflektieren müssten – und sei es nur, um auf diesem Weg gemeinsame fachinterne Kriterien zu entwickeln. Auch Dommann und Gugerli scheinen eine solche Position zu vertreten, wenn sie vor der «kostenintensiven Wahrung von Geschäftsgeheimnissen» warnen und eine geschichtswissenschaftliche Debatte über ein zeitgemässes methodisches Profil anregen. Allerdings bleibt ihr Beitrag in diesem Punkt auffällig zurückhaltend. Sie fordern zwar eine Offenlegung kreativer Forschungsstrategien; die Debatte dürfe aber nicht auf ein neues «Reinheitsgebot» zielen. (163) Konkretere Hinweise, welche zukünftigen «Geschäftspraktiken» (163) man genauer diskutieren sollte, an welchem Methodenverständnis sich innovative Forschung zu orientieren hätte, sucht man im Beitrag vergebens.

Aufschlussreiche Erkenntnisse verspricht in dieser Situation ein Blick ins europäische Ausland. Längst haben andere Staaten mit ihren Forschungsevaluationen Erfahrungen gesammelt, die sowohl für den schweizerischen Forschungskontext als auch für die Geschichtswissenschaften als Ganzes aufschlussreich sind. Die Frage, wie Qualitätskriterien in der Forschungsevaluation definiert wird, lässt sich also konkretisieren. Die zu führende Debatte könnte von den Diskussionen anderer Länder in den drei folgenden Bereichen profitieren.¹⁶

Erstens ist zu klären, mit welchen Mitteln man die Qualität historischer Publikationen am besten beurteilt. Zwei gegensätzliche Ansätze stehen zur Auswahl: der qualitativ orientierte Ansatz des *peer review* und die eher quantifizierenden und formalisierenden Ansätze der Indikatorik und der Bibliometrie. Die Erfahrungen des britischen *Research Assessment Exercise* (RAE) von 2008 deuten darauf hin, dass geisteswissenschaftliche Disziplinen eine klare Präferenz für *peer review*-Ansätze haben. Im Mittelpunkt der Forschungsevaluation steht die inhaltliche Bewertung individueller Publikationen durch ein Panel von Fachvertretern und -vertreterinnen. Beim letzten Assessment ging das RAE gar so weit zu empfehlen, den Publikationsort (Journal, Sammelband, Internetpublikation) für die Bewertung ausser Acht zu lassen und das Urteil ausschliesslich auf den publizierten Inhalt abzustützen. Diese Radikalität ist international einzigartig

und kommt den oft impliziten und wenig formalisierten Qualitätsmerkmalen geisteswissenschaftlicher Forschung durchaus entgegen.

Zweitens stellt sich die Frage, wie man die Eigenheiten geschichtswissenschaftlicher Publikationskulturen in einer Evaluation berücksichtigen kann. Wie soll man die vergleichsweise hohe Bedeutung einer Monografie oder eines Sammelbandbeitrags in den Geschichtswissenschaften angemessen würdigen? Wie geht man in nichtenglischsprachigen Ländern mit den nationalsprachlichen Publikationstraditionen um? Wie sind die relativ zahlreichen Veröffentlichungen und Auftritte in nichtakademischen Medien wie Tageszeitungen, Radio und Fernsehen zu bewerten? Dieses Problem hat in verschiedenen Ländern – neben Grossbritannien auch in Finnland oder Norwegen – zu aufschlussreichen Debatten und kreativen Lösungsansätzen geführt. Diese Modelle werfen zumindest die Frage auf: Ist es sinnvoll, bibliometrische Verfahren aus geisteswissenschaftlicher Warte pauschal zu verteufeln?

Der dritte Punkt hängt eng mit dem zweiten zusammen. Bei geisteswissenschaftlichen Disziplinen ist die Frage, wie die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Forschung zu bewerten ist, besonders bedeutsam. Die Geschichtswissenschaften etwa sind über die historischen Vereine und Gesellschaften oder über die Massenmedien eng mit der ausserakademischen Welt verbunden. Viele Aktivitäten akademischer Historikerinnen und Historiker richten sich entsprechend an eine breitere Öffentlichkeit. Die Frage ist nur, ob solche Aktivitäten als Plus- oder Negativpunkt in einer Forschungsevaluation zu Buche schlagen. Der wissenschaftspolitische Diskurs ist hier durchaus ambivalent. Verlangt werden einerseits hochrangige Publikationen, andererseits Bemühungen um die populäre Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Aus geisteswissenschaftlicher Perspektive ist dieser Punkt deshalb bedeutend, weil Fächer wie die Geschichtswissenschaften im Vermittlungsbereich breite Erfahrungen und ein grosses Potenzial besitzen. Dies wird in den aktuellen forschungspolitischen Debatten häufig vergessen.

Was also tun? Wir sollten erstens genauer diskutieren, was historische Forschung eigentlich konkret anstellt und wie ihre Methoden zuverlässig dargestellt werden können. Zweitens ist zu klären, wie die Qualität historischer Publikationen angemessen zu beurteilen ist. Für beide Fragen finden sich in der aktuellen Wissenschaftsforschung und den Geschichtswissenschaften vielfältige Anknüpfungspunkte. Es liegt an uns, die Fäden aufzunehmen und weiterzuspinnen.

Anmerkungen

- 1 Monika Dommann, David Gugerli, «Geschichtswissenschaft in Begutachtung. Acht Kommentare zur historischen Methode der Gegenwart», *traverse* 2 (2011), 154–164. Alle Seitenverweise in Klammern beziehen sich auf diesen Beitrag.
- 2 Vgl. «Das grosse Vergessen», *Handelsblatt*, 24. 3. 2011, 18.
- 3 Vgl. Donald P. Green, Ian Shapiro: *Pathologies of Rational Choice Theory. A Critique of Applications in Political Science*, New Haven 1994. Die beiden Autoren unterscheiden in der Debatte um das Für und Wider von spieltheoretischen Ansätzen in den Sozialwissenschaften zwischen problem- und methodengetriebener Forschung.
- 4 Jared Diamond, *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*, Frankfurt a. M. 2005.
- 5 Vgl. den Kongressbericht zur RES «Volkswirte wühlen sich durch Trümmer», *Handelsblatt*, 1. 4. 2010, 18 f. Zum AEA-Kongress von 2011 siehe «Dismal Ethics», *The Economist*, 8. 1. 2011. Zur deutschsprachigen Debatte siehe Volker Caspari, Bertram Schefold (Hg.), *Wohin steuert die ökonomische Wissenschaft? Ein Methodenstreit in der Volkswirtschaftslehre*, Frankfurt a. M. 2011.
- 6 International hat sich die Forschung zu den spezifischen Qualitätskriterien der Geistes- und Sozialwissenschaften in den letzten Jahren zu einem breiten Feld entwickelt. Vgl. als Übersicht über aktuelle Forschungsdebatten: Hans Dieter Daniel (Hg.), *Research Quality in the Humanities: Towards Criteria and Procedures for Evaluating Research* (in Vorbereitung); als Forschungsüberblick: CEST, *Darstellung, Vergleich und Bewertung von Forschungsleistungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Bestandesaufnahme der Literatur und von Beispielen aus dem In- und Ausland*, Bern 2007; vgl. auch: Elisabeth Lack, Christoph Marksches (Hg.), *What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M. 2008; Axel Horstmann, «Qualität und Qualitätsprüfung in den Geisteswissenschaften. Perspektiven der Wissenschaftsförderung», *Journal of Literary Theory* 5/2 (2011), 209–228; zum Problem der Originalität: Joshua Guetzkow, Michèle Lamont, Grégoire Mallard, «What is Originality in the Humanities and Social Sciences?», *American Sociological Review* 69 (2004), 190–212.
- 7 Dieser Artikel stützt sich teilweise auf Ergebnisse des Forschungsprojekts «Entwicklung und Erprobung von Qualitätskriterien für die Forschung in den Geisteswissenschaften am Beispiel der Literaturwissenschaften und der Kunstgeschichte», das im Rahmen des Forschungsprogrammes «Mesurer les performances de la recherche» als Kooperationsprojekt der Universitäten Zürich und Basel von der CRUS finanziert wird. Vgl. <http://histsem.unibas.ch/forschung/projekte/projektseiten/evaluation-in-den-geisteswissenschaften/>. Für wichtige Hinweise danken wir Dr. John Bendix, der mit uns zusammen das Basler Teilprojekt bearbeitet.
- 8 Harriet Zuckerman, Robert K. Merton, «Patterns of Evaluation in Science: Institutionalization, Structure and Function of the Referee System», *Minerva* 9 (1971), 66–100.
- 9 Alain Peyraube, *Granting and Evaluation of Research in Humanities and Social Sciences at the European Level – and Especially at ERC and ESF*, Präsentation am Centre français de recherche en sciences sociales, 2010 (<http://www.cefres.cz/pdf/presentationerc.ppt> [Version vom 15. 7. 2011]); Ders., *Evaluation of the Humanities at the ERC*, Präsentation an der Tagung «Relevance and Impact of the Humanities», Wien, 15.–16. Dezember 2008 (<http://www.qs.univie.ac.at/veranstaltungen/relevance-and-impact-of-the-humanities/programme/> [Version vom 15. 7. 2011]).
- 10 Reinhard Sieder, «Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung», in Karl R. Wernhart, Werner Zips (Hg.), *Ethnohistorie: Rekonstruktion und Kulturkritik*, Wien 1998, S. 145–172.
- 11 Vgl. etwa: Achim Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. 2008; Gerhard Paul (Hg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006; Martin Gasteiner, Peter Haber (Hg.), *Digitale Arbeitstechniken für Geistes- und Kulturwissenschaften*, Wien 2010; zu Periodisie-

- rungsfragen: Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt, Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, 84–128.
- 12 Anknüpfungspunkte für eine solche praxeologische Perspektive liegen durchaus vor, vgl. etwa: Alain Corbin, *Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben*, Frankfurt a. M 1999; Natalie Zemon Davis, «Imagination», in Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.), *Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, Bielefeld 2010, 107–110; zur Genese der Quellenkritik in sozial- und wirtschaftshistorischer Perspektive: Ugo Tucci, «Ranke and the Venetian Document Market», in Georg G. Iggers, James M. Powell (Hg.), *Leopold von Ranke and the Shaping of the Historical Discipline*, Syracuse (NY) 1990, 99–108.
 - 13 Thomas Welskopp, «Erklären, Begründen, theoretisch Begreifen», in Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, 3. rev. und erw. Aufl., Reinbeck 2007, 137–177, hier 145–150.
 - 14 Werner Plumpe, «Qualitätsmessung: W. Plumpe: Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes», *H-Soz-u-Kult*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1101&type=diskussionen>, 18. 5. 2009; vgl. auch Simone Lässig: «Qualitätsmessung: Stellungnahme des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD) zum Pilotprojekt des Wissenschaftsrates «Forschungsrating in den Geisteswissenschaften»», *H-Soz-u-Kult*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1172&type=diskussionen>, 7. 7. 2009. Das Fallbeispiel wird ausführlich dargestellt in: John Bendix, *Research Evaluation. A Review of International Practices (with Special Reference to the Humanities)* (in Vorbereitung).
 - 15 Vgl. etwa <http://www.meinprof.de>, neuerdings auch <http://www.meinprof.ch>.
 - 16 Für die folgenden Ausführungen vgl. Bendix (wie Anm. 14).